



LUCA FONTANELLA
**TRATTORIA
MORTALE**

Der Tote im Weinberg
Ein Toskana-Krimi



GOLDMANN

Buch

In der Trattoria des alten Angelo Panda gibt es nur noch ein Gesprächsthema: Im Stadtpark von Volterra soll ein großes Festmahl ausgerichtet werden. Häftlinge aus der mittelalterlichen Festung sollen die Gäste bekochen und bewirten, und zwar unter Angelos Anleitung. Für dessen Sohn, den Agente Sergio Panda, bedeutet das Überstunden: Gemeinsam mit dem Koch und den Stammgästen muss er die Trattoria am Laufen halten. Gleichzeitig ist sein Einsatz als Polizist gefragt, denn einer der Häftlinge wurde tot im Weinberg aufgefunden. In der Hosentasche des Toten steckt ein Bündel Geldscheine, im Blut werden Überreste von Gift entdeckt. Da den Kommissaren aus Pisa nicht über den Weg zu trauen ist, muss Sergio den Mörder selbst zur Strecke bringen, um das Bankett und die Ehre seines Vaters zu retten ...

Weitere Informationen zu Luca Fontanella
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Luca Fontanella

Trattoria Mortale
Der Tote im Weinberg

Ein Toskana-Krimi

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Originalausgabe Juli 2022

Copyright © 2022 by Dirk Husemann und Jutta Wieloch

Copyright © dieser Ausgabe 2022

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH, München

Umschlagmotiv: Schild: Alamy/4k-Clips, Stadt: mauritius images/Robert Hoetink/Alamy, Rest:
FinePic®, München

Redaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze

LS · Herstellung: ik

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

ISBN: 978-3-641-28857-0

V001

www.goldmann-verlag.de



KAPITEL 1

An diesem Tag gab es in der Trattoria des alten Angelo Panda nur ein Gesprächsthema: Signora Rissone, die Leiterin von Volterras Gefängnis, lud hundertfünfzig Gäste zum Festessen ein. Das Bankett sollte unter freiem Himmel im Stadtpark ausgerichtet werden – und Häftlinge aus der mittelalterlichen Festung würden die Kellner sein.

»Die nehmen doch sofort Reißaus, wenn sie draußen sind«, sagte Angelo mit seiner heiseren Stimme und tippte sich gegen die Stirn. »Wer hat sich denn diesen Unsinn ausgedacht?« Der alte Wirt kam mit zwei dampfenden Espressotassen hinter der Theke hervor und stellte sie vor Trommelfeuer und Kugelblitz ab. Die beiden Stammgäste ließen Zucker aus dem großen Streuer in die dickwandigen Tassen rieseln und begannen das Ritual des Umrührens. Die winzigen Löffel verschwanden fast vollständig zwischen den Fingern der Pensionäre.

»Du solltest mehr Vertrauen in die Menschen haben«, erwiderte Trommelfeuer. »Das Gefängnis veranstaltet das Bankett jetzt schon zum achten Mal, und noch nie hat einer der Häftlinge das zur Flucht genutzt.«

»Und das Essen war jedes Mal vorzüglich«, ergänzte Kugelblitz, der seinen Löffel unermüdlich in der Tasse kreisen ließ.

»Bisher wurde ja auch immer innerhalb der Festungsmauern aufgetischt«, widersprach Angelo und deutete mit dem Siebträger der Espressomaschine auf Trommelfeuer. »Wie soll denn da einer abhauen?« Zur Bestätigung seiner Worte klopfte er lautstark das Espressosieb aus.

Trommelfeuer schüttelte den Kopf. Seine Glatze glänzte im Licht des frühen Septembernachmittags, das durch das Türfenster in das kleine Lokal schien. »Jetzt mal langsam. Die Männer, die das Essen kochen und

servieren, haben ihre Strafe bald abgesessen. Die sind so gut wie entlassen, und man gibt ihnen schon während der Haft die Gelegenheit, etwas zu lernen und zu arbeiten. Wie viele Köche und Kellner in den Gaststätten Volterras haben ihr Handwerk im Gefängnis gelernt?«

»Ein Dutzend mindestens«, entgegnete Kugelblitz. »Ohne die wäre manches Lokal in unserem Städtchen ganz schön arm dran.«

Angelo fuhr sich mit einer Hand über sein weißes Stoppelhaar. »Ich bleibe dabei: Ein Häftling ist ein Häftling, und ein Kellner ist ein Kellner.«

»Und was ist mit deinem Sohn?«, fragte Kugelblitz. »Der ist Kellner und Polizist.«

»Bei Sergio ist das was anderes.« Angelo wischte das Argument mit einer herrischen Geste beiseite. »Außerdem: Wo bleibt da die Gerechtigkeit? Erst verhaftet Sergio diese Kriminellen und bringt sie ins Gefängnis, und zur Belohnung bildet man sie zu Gastronomen aus. Ausgerechnet Gastronomen! Das ehrbarste und ehrlichste Handwerk von allen! He, wo willst du denn hin?«

Aus der kleinen Kammer hinter der Theke war Sergio in die Gaststube gekommen. Er war groß für einen Italiener und trug das drahtdicke grau melierte Haar neuerdings kurz geschnitten. An den beiden Stammgästen vorbei ging er zum Eingang der Trattoria, drehte das Schild im Türfenster auf *Chiuso – Geschlossen* – und zog die rot karierte Gardine zu. Auf Trommelfeuers Schädel leuchteten nun Quadrate.

»Hier scheinen alle versorgt zu sein.« Sergio lehnte sich Angelo gegenüber an die Theke. »Es ist kurz vor zwei, und ich muss jetzt zum Dienst.« Er trug die Uniform der Polizia di Stato und zog seine dunkelblaue Jacke an den Säumen straff.

»Und was wird aus der Abrechnung?«, krächzte Angelo. »Und um die Bestellungen fürs Wochenende müssen wir uns auch kümmern.«

»Am Abend bin ich wieder da, *babbo*«, sagte Sergio. »Aber gleich holt mich Alessandro ab. Wir haben Dienst auf dem Weingut Due Torri. Da helfen Häftlinge aus der Medici-Festung bei der Traubenlese, und das Gefängnis braucht bei der Aktion Unterstützung.«

»Häftlinge?« Der alte Wirt schlug so heftig mit der flachen Hand auf die

Theke, dass die Tassen auf der Kaffeemaschine klirrten. »Schon wieder Häftlinge! Jetzt genießen sie auch noch das Leben im Weinberg und lassen sich Trauben in den Mund fallen. Für so etwas hat mein Sohn Zeit! Aber sein alter, gebrechlicher Vater muss schauen, wie er allein zurechtkommt.«

»Das ist ein offizieller Auftrag«, versuchte Sergio zu erklären. »Ich bin nun mal Polizist.«

»Und der Diener von Verbrechern, die sich ein schönes Leben im Weinberg machen, statt bei Wasser und Brot im finsternen Loch zu schmoren.« Angelo zog eine Flasche Brunello aus dem Weinregal und hielt sie Sergio hin. »Hier! Damit kannst du deinen Dieben und Mördern einen guten Tropfen einschenken, während sie auf der faulen Haut liegen.«

Sergio nahm Angelo die Flasche aus der Hand und legte sie wieder ins Regal. »Wein auf ein Weingut mitzunehmen wäre etwas zu viel des Guten. Aber ich richte gern allen Grüße von dir aus.«

Die Türglocke klingelte. Gleichzeitig begann die Turmuhr der Kirche von San Giusto zu schlagen. Das Ticken der Löffel hörte auf. Alessandro Minotti, frisch zum Leiter der Polizeiwache Volterras beförderter Kollege und Freund Sergios, trat ein und grüßte in die Runde. Alessandro war für seine Pünktlichkeit bekannt, eine Eigenschaft, die unter den Toskanern für Stirnrunzeln sorgte. Er fischte einen Briefumschlag aus seiner Jackentasche und legte ihn auf die gläserne Oberfläche der Theke. »Das hier soll ich dem Wirt des Il Gusto geben«, sagte er förmlich und tippte sich gegen die Dienstmütze.

Angelo starrte den Umschlag an, wie er ein Insekt betrachtet hätte, das sich auf seinen hausgemachten Ricotta-Ravioli niedergelassen hatte. »Was soll das sein?«, fragte er misstrauisch, ohne sich dem Kuvert auch nur einen Zentimeter zu nähern. »Liefert die Polizei ihre Bußgeldbescheide jetzt persönlich ab?«

Kugelblitz und Trommelfeuer kippten den Espresso und erhoben sich von den hölzernen Sitzen. Angelo nahm den Umschlag nun doch an sich und zog eine Karte daraus hervor, auf der die Umrisse der mittelalterlichen Festung Volterras im Stil einer Bleistiftskizze gedruckt waren. Er klappte die Karte auf, studierte den Inhalt aufmerksam und hob die weißen

Augenbrauen. Dann sah er auf und verkündete: »Eine Einladung von Signora Rissone, der Gefängnisdirektorin. Sie hat mich zum Leiter des Festessens auserkoren.«

Niemand sagte etwas. Alessandro nickte Angelo höflich zu, Trommelfeuer stieß Kugelblitz mit dem Ellenbogen in die Seite und grinste breit. Angelo legte die Karte zurück auf die Theke, zog die knöchigen Schultern hoch und zeigte seine Handflächen. »Was denn? Sie bittet mich, das Menü für das Bankett zusammenzustellen. Das ist eine große Ehre.«

Sergio lächelte. »Und du sollst den Häftlingen beibringen, wie man kocht und serviert.« Er zog seine Sonnenbrille aus der Hemdtasche und klopfte als Zeichen des Aufbruchs mit der linken Hand dreimal auf die Theke. »Sieht so aus, als müsstest du deine Einstellung ändern, *babbo*.«

KAPITEL 2

Du glaubst doch nicht im Ernst, dass dein Vater die Leitung des Banketts übernimmt?« Alessandro lenkte den hellblauen Polizeiwagen auf die Landstraße SP 15 und fuhr in Richtung Osten durch die Stadt. Sie waren auf dem Weg zum Weingut Due Torri.

»Doch.« Sergio rückte seine Sonnenbrille zurecht. »Genau das wird er.«

Sie ließen das Viertel San Giusto mit der Trattoria rechts und Volterras historisches Zentrum links liegen.

»Ich würde meine Großmutter darauf verwetten, dass Angelo die Einladung ablehnt«, beharrte Alessandro.

»Die Wette halte ich«, erwiderte Sergio, »wenn du den Einsatz änderst.«

Alessandro zögerte einen Moment, der Kollege hatte eine große Ernsthaftigkeit an sich. »Heute ist Montag, das Festessen ist am Samstag, die Vorbereitungen laufen die ganze Woche«, sagte er und tippte mit der Handkante auf das Lenkrad. »So lange wird Angelo niemals seine geliebte Trattoria alleinlassen.« Am Zebrastreifen neben der Porta San Francesco stoppte er kurz den Wagen, um zwei Touristenpaare zu dem Stadttor spazieren zu lassen. Mitte September war Volterra noch gut besucht. Die Straße schlängelte sich an der wuchtigen Stadtmauer entlang, unterhalb der Medici-Festung, die sich auf einem der höchsten Punkte des Ortes erhob. Sergio beugte sich vor und blickte durch die Windschutzscheibe nach oben. Dort würde sein Vater die nächsten Tage bis zu dem großen Bankett verbringen – mehrere Hundert Höhenmeter weit weg von der Trattoria.

Mit ihren mächtigen runden Wehrtürmen war die Festung eines der markantesten Gebäude Volterras. Was aussah wie eine Touristenattraktion, war für Feriengäste tabu. Wer die Fortezza Medicea betrat, kam erst nach

einigen Jahren wieder heraus – wenn er oder sie nicht gerade zum Gefängnispersonal gehörte. Die Ursprünge des Bauwerks mit seinen zwanzig Meter hohen Steinmauern reichten bis ins Mittelalter zurück. Im fünfzehnten Jahrhundert hatten die Medici das Bollwerk erweitern und ausbauen lassen, seither hieß es Fortezza Medicea. Die Wehranlagen dienten auf der einen Seite dazu, Feinde abzuhalten, und auf der anderen Seite, Gefangene festzuhalten – denn die Medici hatten ihre politischen Widersacher in der Festung einkerkern lassen. Zwar war das Florentiner Adelsgeschlecht der Medici längst untergegangen, aber das Gefängnis war geblieben. Bis heute war es in Betrieb, allerdings mit modernen Einrichtungen und ebenso modernen Methoden des Strafvollzugs. Methoden, die Angelo Panda nicht passten.

Dazu zählte das jährliche Festessen im Spätsommer, für das Gäste aus der Stadt und von außerhalb schon Monate zuvor Tische reservierten.

Normalerweise wurde der Aperitif im Gefängnishof und das Essen in der ehemaligen Kapelle der Festung serviert, weil dort die historische Atmosphäre stimmte und die Sicherheitsbestimmungen eingehalten werden konnten. Doch diesmal hatte sich die Gefängnisleitung dazu entschlossen, das Bankett in den benachbarten Stadtpark zu verlegen. Ein guter Einfall, wie Sergio fand, denn der Park war einer der schönsten Orte in der Stadt, ein weites Gelände mit welligen Wiesen, Schatten spendenden Bäumen und Spazierwegen. Er grenzte direkt an die Westmauer der Fortezza, sodass sich die Türme und Wehrmauern des Bauwerks malerisch aus dem üppigen Grün zu erheben schienen. Was lag näher, als den fleißigen Helfern des Festessens den Abend zu versüßen und sie für einige Stunden den Geschmack der Freiheit kosten zu lassen, die nur wenige Schritte von ihren Zellen entfernt auf sie wartete?

Natürlich brauchten die Kellner und die Küchengehilfen aus dem Gefängnis für eine solch große Veranstaltung eine gute Anleitung und deshalb die Hilfe eines professionellen Gastwirtes aus Volterra. In jedem Jahr war es ein anderer. Ihm oder ihr kam die Aufgabe zu, das Menü zu planen, die Zutaten mit den Häftlingen zu beschaffen und ihnen Warenkunde beizubringen, damit sie am Abend des großen Ereignisses

nicht mit schlaffen Salatblättern und klebrigem Pecorino vor den Gästen standen. Die Gefangenen mussten kochen, die Küche sauber halten, auf korrekte Kleidung achten, sich die zurückhaltende Art eines Kellners aneignen und den kleinsten Fingerzeig der Gäste bemerken und darauf reagieren. Sie durchliefen innerhalb einer Woche eine Lehre, für die andere Jahre brauchten. Dass dieses Kunststück gelang, lag einzig und allein in der Hand des Küchenchefs. Sergio war fest davon überzeugt, dass sein Vater der richtige Mann für diese Mission war. Die Frage war, ob es die Häftlinge mit Angelo aufnehmen konnten.

Sergio ließ das Fenster auf der Beifahrerseite herab und lehnte den Ellenbogen auf das heiße Blech, nicht zu weit, denn jetzt fuhren sie durch die dicht am Straßenrand stehenden Häuser im Osten der Stadt, und die farbig verputzten Fassaden kamen dem Seitenspiegel gefährlich nahe. Der Fahrtwind war fast genauso heiß wie die Luft im Innern des Wagens. *Forno*, Ofen, nannten die Volterranner die buttrige Hitze des Spätsommers.

Das Brummen des Motors wurde von den Hauswänden zurückgeworfen, der Ton veränderte sich, wenn ein Gebäude etwas entfernter von der Straße stand. Für Sergio hörte sich das an, als summe ein unsichtbarer Begleiter auf der Rückbank ein Lied. »Du hältst es vielleicht nicht für möglich«, sagte er, »aber für Angelo kommt diese Gelegenheit wie gerufen. Erinnerst du dich noch an das Bankett im vergangenen Jahr? Ein Riesenerfolg. Die Gäste waren so begeistert, dass sie die Gefängnisleitung baten, die Kellner und Köche schnell aus der Haft zu entlassen, damit die Männer ein eigenes Ristorante eröffnen können. Und wer hatte die Leitung dieses Spektakels? Sofia Zacchi.«

Alessandro warf Sergio einen kurzen Blick zu, konzentrierte sich aber sofort wieder auf die Straße. »Verstehe«, sagte er. »Es geht auch um die alte Rivalität zwischen Angelo und Sofia, zwischen der Trattoria Il Gusto und dem Ristorante Il Mulino.«

Am Stadtrand lösten Landhäuser mit großen Terrassen und weiten Gärten die dichte Bebauung ab, bis schließlich nur noch abgeerntete Felder und sonnengebleichte Wiesen die gewellte Landschaft bedeckten, an den Säumen grün gesprenkelt mit Bäumen und Hecken. Alessandro nahm die

Abzweigung Richtung Villamagna und lenkte den Wagen über eine kleine Straße zwischen Olivenhainen und buschigen Steineichen hindurch.

»Als im vergangenen Jahr bekannt wurde, dass Sofia das Bankett organisieren würde, hat mein Vater tagelang geschmollt. Er hat Tiramisu aus der Packung serviert und den Gästen steuerfähige Rechnungen ausgestellt.«

Alessandro verzog das Gesicht. »Das muss ihm wirklich zugesetzt haben.«

»Aber jetzt kann er beweisen, dass er ein besserer Gastgeber als Sofia ist«, fuhr Sergio fort. »Er wird diese Herausforderung annehmen. Da bin ich sicher.«

»Die armen Häftlinge«, sagte Alessandro. Sie bogen auf die Strada Comunale Palagione ein, die in Serpentina zum Monte Voltraio führte, dem markanten Hügel außerhalb der Stadt. Die Fahrbahn war nicht asphaltiert und voller Schlaglöcher. Zwar nahm Alessandro immer wieder das Gas weg, trotzdem holperte und schlingerte der Wagen so stark, als säße ein Betrunkener am Steuer.

»Sag besser: der arme Sergio«, entgegnete Sergio. »Was glaubst du wohl, wer die Trattoria am Laufen halten muss, während Angelo alle Hände voll damit zu tun hat, dieses Fest zu bestreiten?« Er tippte sich mit dem Finger gegen die Brust. »Ich.« Er spürte, wie ihm die Hitze im Auto durch die Kleidung und unter die Haut drang.

Heißer Staub wirbelte um den Fiat auf. Sergio ließ die Fensterscheibe wieder hochgleiten. Durch die hellgelben Schwaden sah er, wie sie am Rand des dicht von Bäumen und Sträuchern bewachsenen Monte Voltraio auf eine Hochebene zufuhren, dann sausten sie wie Wellenreiter durch die offene Landschaft.

Schließlich steuerte Alessandro den Polizeiwagen zwischen Weinstöcken hindurch, die links der Straße hügelaufwärts und rechts der Straße hügelabwärts wuchsen. Neben den satten grünen Blättern glänzten rote und weiße Trauben im Nachmittagslicht. Sergio hielt Ausschau nach den Gefangenen, konnte aber niemanden bei der Arbeit entdecken. Merkwürdig, das hier war doch Due Torri.

Alessandro bog auf den Parkplatz am Weingut ein und blieb vor einem

Holzverschlag stehen, in dem Körbe gestapelt waren. Dahinter ragten eine Steinmauer und die beiden Türme auf, die dem alten Hof den Namen gaben.

Ein Mann in der schwarzen Uniform des Gefängnispersonals lief eilig auf den Polizeiwagen zu. Sergio löste den Sicherheitsgurt und nahm seine Dienstmütze von der Ablage.

Eine energische Hand klopfte gegen das Fenster an der Fahrerseite. Paolo, ein rundlicher Mann mit markantem Schnauzbart, stand gebückt vor der Tür und schaute herein, sein Gesicht hatte die Farbe eines Vino Rosato. Er bewegte die Lippen, war aber nicht zu verstehen.

Alessandro ließ das Fenster herunter. Der Redeschwall schwappte herein. »... einfach auf und davon. Mitten durch die Weinreben ist er gelaufen. Gut, dass ihr da seid! Wir müssen sofort einen Suchtrupp organisieren!«

KAPITEL 3

In dem einen Moment war er noch da, im nächsten weg. Einfach weg! Wie vom Erdboden verschluckt.« Paolos Arme kreisten um seinen Körper wie Windmühlenflügel, während er versuchte, das Geschehen zu schildern. Dann ließ er sich auf einen Findling nieder und stützte die Hände auf die Knie. »Das kostet mich den Job«, sagte er zu seinen Schuhen.

Während Alessandro versuchte, Paolo zu beruhigen, kletterte Sergio auf einen in der Nähe abgestellten Traktor und sah sich um. Das Gelände des Weinguts Due Torri war riesig, die Rebstöcke umgaben das Anwesen mit den beiden Türmen wie ein Ozean. In der Nähe tauchten daraus zwei schwarze Dienstmützen auf.

Sergio steckte Daumen und Zeigefinger in den Mund und stieß einen schrillen Pfiff aus. Dann winkte er mit hoch erhobener Hand und rief: »Kommt her! Wir müssen uns beraten.«

Kurz darauf standen zwei Männer in weißen kurzärmeligen Hemden und schwarzen Hosen vor dem Polizeiwagen, Giuseppe und Antonio. Sergio kannte viele der Beschäftigten aus der Fortezza, einige waren früher selbst Polizisten gewesen. Hätten Giuseppe und Antonio ihre Kopfbedeckungen nicht getragen, hätten sie ein wenig wie Kellner ausgesehen – Kellner, deren Gäste gerade die Zeche geprellt hatten.

Alle redeten durcheinander.

»Ruhe, bitte!« Alessandro verschaffte sich mit erhobenen Händen Gehör. »Wir müssen besonnen vorgehen, sonst kommen wir nicht weiter.« Sergios Freund und Vorgesetzter liebte nichts mehr als Disziplin, Pünktlichkeit und Ordnung. Es hieß, er habe das Lexikon über Polizeiarbeit, das vom italienischen Innenministerium herausgegeben wurde, auswendig gelernt.

»Zunächst einmal«, sagte Alessandro, »möchte ich wissen, wo die anderen Häftlinge sind.«

Paolo deutete auf einen dunkelblauen Minibus, der in einiger Entfernung am Rand der Straße abgestellt war.

»Die Leute sind da drin?«, fragte Sergio ungläubig. »In der prallen Sonne?« Der Minibus briet in der Hitze. Es würde nicht mehr lange dauern, bis der Lack anfing, Blasen zu werfen. Sergio streckte eine Hand aus. »Den Schlüssel, schnell!« Im Laufschrift eilte er zu dem Wagen, einem Fiat Ducato ohne Scheiben im hinteren Teil. Er hantierte mit dem Schlüssel an den Ladeklappen und riss die Türen auf. Eine heiße Wolke Schweiß wehte ihm entgegen. Sieben Männer in Jeans und weißen T-Shirts schauten ihn an. Ihre Blicke waren matt. »Raus hier!«, drängte Sergio und hielt die Türen auf. »Da drüben im Schatten könnt ihr frische Luft schnappen.«

Einer nach dem anderen kamen die Männer aus dem Wagen hervor – einige nickten Sergio dankbar zu – und gingen zu einer Platane an der Einfahrt zum Parkplatz hinüber, zogen sich die T-Shirts über die Köpfe und ließen sich am Fuß des Baums nieder.

Sergio kehrte zu den anderen zurück. Alessandro stand abseits und sprach in sein Telefonino.

»Bist du verrückt, Sergio?«, sagte Antonio. »Du kannst die doch nicht einfach da allein sitzen lassen. Die machen sich bestimmt sofort aus dem Staub.«

Sergio schüttelte den Kopf. »Die sind so durchgegart, dass sie keine hundert Meter weit kämen. Hast du schon mal eine Saltimbocca laufen sehen?«

Alessandro steckte sein Mobiltelefon weg. »So! Das Nötigste ist in die Wege geleitet«, sagte er. »Eure Chefin schickt Verstärkung, damit wir die Gegend großflächig absuchen können. Eure Kollegen fangen weiter im Osten an und suchen das Gebiet ab, bis sie zu uns stoßen. Wir starten hier am Weingut und arbeiten uns in Richtung Süden zur Landstraße vor. Nach Westen, zur Stadt hin, wird der Entflozene wohl nicht gelaufen sein.« Er sah sich um. »Ich rede gleich mal mit den Häftlingen. Jemand muss sie dann zurück zur Fortezza fahren.«

»Das mache ich«, bot sich Paolo ein wenig zu schnell an.

»Du wirst jetzt erst mal erzählen müssen, was genau passiert ist«, sagte Sergio. »Es wäre besser, wenn ihr den Transport übernehmt.« Er nickte Giuseppe und Antonio zu.

Giuseppe ließ sich den Autoschlüssel geben und ging mit Antonio und Alessandro zu den Männern.

Sergio forderte Paolo auf, von den Ereignissen zu berichten. Der rundliche Justizvollzugsbeamte, der für das Sozialprogramm der Fortezza zuständig war, rieb sich die Stirn, dabei schmierte er Schmutz von seiner Hand über die Haut. »Also, das war so«, begann er, zögerte dann und fragte: »Müssen wir nicht dafür sorgen, dass die Straßen gesperrt werden?«

Sergio nickte. »Erledigt deine Chefin. Sie hat vermutlich auch längst die Kollegen in San Gimignano, in Colle und in Pomarance verständigt.« Das Verhalten des Sozialarbeiters war merkwürdig. »Jetzt mal raus mit der Sprache«, verlangte Sergio. »Was ist passiert?«

»Wir sind heute bei Sonnenaufgang losgefahren«, sagte Paolo und schaute in die Ferne, in Richtung Stadt, so als könne er dort den Transporter in der Vergangenheit abfahren sehen. »Signor de Santis, der Winzer, hat uns hier empfangen und uns gezeigt, wo die Helfer arbeiten sollen. Mensch, war der froh, als er uns gesehen hat. Du weißt ja, wie es um sein Weingut steht.«

»Bleiben wir bei der Sache«, sagte Sergio, allmählich verärgert über Paolos plumpe Versuche, das Thema zu wechseln.

»Ja richtig, genau«, sagte Paolo. »Die Jungs haben Körbe bekommen und sind damit in die Reben. Wir haben sie begleitet und sie so nah beieinander postiert, dass ein Fluchtversuch unmöglich war ... fast unmöglich jedenfalls.« Paolo kniff die Lippen zusammen.

»Wie konnte der Mann dann entkommen?«, wollte Sergio wissen.

Paolo griff in die Luft, wie um Worte aus dem Nichts zu pflücken. »Wie? Ja, wie? Ich weiß es doch auch nicht!«, rief er mit einem Mal laut. »Nach der Mittagspause fehlte einer. Nino Marino. Hat sich in Luft aufgelöst. Puff!« Seine Arme schossen in die Höhe.

»Beruhige dich!«, sagte Sergio. Er wurde das Gefühl nicht los, dass der

Aufseher etwas verschwieg. »Du weißt bestimmt noch, wie er aussieht, oder?«

»Klein und schlank«, sagte Paolo, dem die Erleichterung darüber anzusehen war, das unangenehme Thema nicht weiter ausführen zu müssen, »dunkelblondes Haar, hohe Stirn, helle Augen, sympathisches Lächeln und so ein moderner Bart, nur ein dünner Strich am Kiefer entlang. Eine Erscheinung wie ein Schauspieler oder Showmaster. Popstar wollte der werden, bevor ... Er singt auch richtig gut und leitet die Gefängnisband.«

»Ein Sänger also. Und Nino Marino, sagtest du, heißt er? Dann wird sich wohl ein Bild von ihm finden lassen.« Sergio steckte seine Sonnenbrille ein, holte sein Telefonino hervor und wischte darauf herum. »Ist es der hier?« Er hielt Paolo das Gerät entgegen.

»Ja, genau so sieht er aus«, sagte Paolo und tippte gegen den Bildschirm. »Die Kleidung stimmt halt nicht.«

Sergio schaute sich das Foto an. Ein junger Mann mit bronzener Hautfarbe im schwarzen Anzug hielt ein Mikrofon in der Hand und nahm einen Blumenstrauß von einer jungen Frau im geblühten Kleid entgegen. Nino Marino kam Sergio bekannt vor, aber er vermochte nicht zu sagen, wo er ihn schon einmal gesehen hatte.

»Signori! *Caffè?*« Die Stimme kam vom Hof des Weinguts her. Unter dem Torbogen, der in das Gehöft führte, war ein Mann erschienen. Sein dichtes schwarzes Haar glänzte, er trug eine Hornbrille, und in seinen dunklen Augen lag eine Andeutung von toskanischer Gelassenheit, seine breiten, hängenden Schultern füllten das hellblaue Hemd aus. Vincenzo de Santis kam zu dem Polizeiwagen und begrüßte Sergio mit einem strahlenden Lächeln. Alessandro winkte er zu. »Ich habe gerade erst gesehen, dass ihr beide auch hier seid. Kommt doch rein. Im Schatten lässt es sich angenehmer plaudern als hier in der Hitze.«

Sergio kannte den Weinbauern von der Trattoria her. De Santis stellte den besten Malvasier und den besten Vin Santo westlich von Florenz her und hatte seinen Weinanbau auf ökologische Landwirtschaft umgestellt. Seine Bioweine wurden seit einiger Zeit auch im Il Gusto ausgeschenkt, dafür hatte Sergio selbst gesorgt. Zuerst hatte Angelo davon nichts wissen wollen

und de Santis' schwarzem Malvasier das Prädikat »Plempe« verliehen. Aber dann war der Winzer persönlich mit einigen Flaschen aus seinem Sortiment in der Trattoria erschienen und hatte dafür gesorgt, dass Angelos Gaumen und nicht sein verstockter Verstand das letzte Wort hatte. Seither lieferte das Weingut regelmäßig an die Trattoria.

»Wie geht's deinem Vater, Sergio?« Vincenzo de Santis schüttelte ihm die Hand. »Warum schaut ihr denn alle so betreten? Was ist denn los?«

Sergio berichtete kurz, was geschehen war. Aber auch ein Vermisster und eine großflächige Suchaktion konnten das sympathische Lächeln nicht aus Vincenzos Gesicht löschen.

»Wenn die Sache so ist«, sagte der Winzer, »habt ihr erst recht einen *caffè* nötig. Und zwar einen doppelten. Wenn ich bitten darf?«

KAPITEL 4

Alessandro erhob noch einen Einwand, aber ihm war anzusehen, dass auch er eine Erfrischung gebrauchen konnte. Sergios Vorliebe für Kaffee teilte der Kollege zwar nicht, erzielte aber mit Fruchtsaft eine verblüffend ähnlich belebende Wirkung. Giuseppe und Antonio ließ Alessandro mit den Häftlingen abfahren. Sergio folgte Vincenzo de Santis unter dem Steinbogen hindurch in das Weingut. Die anderen schlossen sich an.

Auf dem Hof hallten ihre Schritte von den hohen Gebäuden aus Bruchsteinen wider. Voraus lag das Haupthaus, das einzige Gebäude mit verputzter Fassade, rechter Hand verrieten Geräte und Kisten voller Trauben, dass es dort zu den Produktionsanlagen, zur Kellerei und zum Weinkeller ging. Linker Hand erhob sich eine kleine weißgraue Kirche, neben der ein Glockenturm aufragte. Der zweite Turm, ein runder Befestigungsposten aus dunkel angelaufenem Tuffstein, blickte vom Rand des hoch gelegenen Anwesens über das Land. Er wirkte wie der kleine Bruder der Türme von Volterras Medici-Festung, denen er auch gegenüberlag. Zehn Kilometer Luftlinie trennten die Bauwerke.

Sergio schaute sich nach allen Seiten um. Das Gut war verwinkelt und weitläufig. Wenn ich Nino Marino wäre, dachte er, wäre ich vielleicht gar nicht einfach drauflosgerannt, sondern hätte mich hier irgendwo versteckt. Und wenn sich der Staub gelegt hätte, in der Nacht, würde ich ins Freie schlüpfen und mich davonmachen. Laut sagte er: »Vincenzo, hast du was dagegen, wenn wir uns auf deinem Gehöft umsehen?«

De Santis, der auf einer Freitreppe stand und die Tür zum Wohnhaus öffnen wollte, drehte sich zu Sergio um. »Du glaubst doch hoffentlich nicht,

dass ich einen entlaufenen Sträfling vor der Polizei verberge? In meinem Weinkeller gibt es nicht mal Mäuse, nur den Geist des Weines.«

»Vielleicht hat der irgendwas gesehen«, sagte Sergio.

»Dann müssen wir ihn wohl befragen«, gab Vincenzo zurück und hob die Hände in einer Geste der Ratlosigkeit. »Aber seine Antworten sind mitunter gefährlich, und ihr seid ja noch im Dienst.«

»Sergio hat recht«, sagte Alessandro ernst und stützte sich auf das geschwungene Geländer der Freitreppe. Der helle Stein war mit Flechten gesprenkelt. »Der Vermisste kann noch auf dem Weingut sein. Es wäre besser, wir durchsuchen die Anlagen.«

Der Winzer stimmte sofort zu. »Das ist das Mindeste, das ich tun kann, denn letztendlich bin ich dafür verantwortlich, dass jemand entflohen ist.«

Sergio wusste, was er meinte. Die Häftlinge waren zu dem Ernteeinsatz beordert worden, um Vincenzo de Santis aus der Klemme zu helfen. Das Weingut hatte in den vergangenen Jahren schlechte Erträge eingefahren. Ganz Volterra wusste: De Santis hatte Geldsorgen und konnte seinen Hof kaum noch in Gang halten. Jetzt, im September, zur Zeit der Weinlese, fehlte es an allem, insbesondere am Lohn für die Erntehelfer. Ohne sie drohten die Trauben an den Rebstöcken zu verkommen. Das hätte das Ende von Due Torri bedeutet. Luisa Rissone, die Leiterin des Gefängnisses, hatte de Santis vorgeschlagen, einige Gefangene in die Weinberge zu schicken, damit sie bei der Lese halfen. Der Winzer unterstützte seit Jahren die »Offene Tür« in der Fortezza – ein Sozialprogramm für die Inhaftierten, das Luisa Rissone entwickelt hatte und zu dem neben dem Theaterspiel im Gefängnishof und der Arbeit im Garten der Festung auch das jährliche Bankett zählte. De Santis spendete stets die Getränke für den Abend.

Für die Häftlinge, eine ausgewählte Schar zuverlässiger Männer, bedeuteten die Tage zwischen den Rebstöcken eine willkommene Abwechslung vom Alltag hinter Festungsmauern. Sie konnten über die weiten Hügel der Toskana blicken, die Sonne genießen und ab und zu von den Reben naschen – eine kleine Freiheit zwischendurch, natürlich unter Beobachtung. Deshalb hatte die Gefängnisleiterin bei der Polizeiwache um

Unterstützung bei der Aktion gebeten. Sergio hatte sich auf den Dienst im Weinberg gefreut, allerdings hatte er sich den Nachmittag anders vorgestellt.

Alessandro und Paolo übernahmen die Westseite des Weinguts und suchten in der Kirche, dem Campanile und dem Wachturm nach dem Vermissten. Sergio ließ sich von Vincenzo zu den Anlagen für die Weinherstellung führen. Sie gingen durch einen schmalen Gang zwischen einem Geräteschuppen und einem Lagerhaus hindurch und gelangten auf einen kleinen Platz. Hier standen Gestelle aus Holz, von denen hellgrüne Trauben bis zum Boden hingen. Dazwischen waren Fässer zu sehen und gestapelte Kisten aus Kunststoff. Ein unvermuteter Geruch stieg Sergio in die Nase, es duftete nach Vanille und Erdbeeren.

»Hier reifen die Trauben für unseren Vin Santo«, erklärte Vincenzo mit Stolz in der Stimme. Sein Weingut war für den süßen Dessertwein bekannt, der aus luftgetrockneten Trauben gekeltert wurde. Vincenzo erzählte bei jeder Gelegenheit, dass die toskanische Spezialität von seinen Vorfahren erfunden worden sei – jedenfalls lautete so die Überlieferung der Familie de Santis. »Das hier ist der Ursprung und die Quelle des Vin Santo«, sagte Vincenzo und deutete mit einer ausladenden Geste auf die Trauben, die wie Wäsche von der Leine hingen.

Sergio legte einen Finger ans Kinn.

Vincenzo redete weiter, wenn auch leiser. »Keinen *caffè*, keine Führung durchs Weingut. Dein Beruf ist so freudlos wie der Wein aus Siena.«

Sergio blendete die Stimme des Winzers aus und versuchte, sich auf die Umgebung zu konzentrieren. Wenn er anstelle des Geflohenen gewesen wäre, wohin hätte er sich gewendet? Sich im Weingut versteckt zu halten war keine schlechte Idee. Aber wo? Die Anlage war groß. Sergio ging zwischen den Gestellen hindurch und schob die Trauben beiseite. Die Trocknung verwandelte das zarte Grün der Früchte in ein schwereloses Rauchblau.

»Was liegt dahinten?«, fragte Sergio und deutete auf eine weiß gestrichene Tür.

»Da geht es in den Weinkeller«, erklärte Vincenzo. »Zwanzig Meter tief in den Felsen hinab.«

»Sehen wir nach!« Sergio war in wenigen Schritten bei der Tür und öffnete sie.

Vincenzo zögerte. »Unwahrscheinlich, dass er sich dort versteckt hält. Es gibt nur diesen Eingang. Da säße er in der Falle.«

»Vielleicht will er, dass wir genau das denken«, sagte Sergio.

»Glaubst du? Aber er ist doch nur ein Krimineller«, entgegnete Vincenzo. »Die sind nicht besonders schlau, am wenigsten diejenigen, die sich erwischen lassen.«

»Es gibt die Gerissenen unter den Einfältigen, wie so oft im Leben«, erwiderte Sergio, der sich über Vincenzos Einstellung ein wenig wunderte. Er musterte ihn. Das Verhalten des Winzers hatte sich verändert, seine zur Schau getragene Unbeschwertheit war verblasst wie das Grün der trocknenden Trauben. Jetzt sah de Santis ernster aus als noch wenige Augenblicke zuvor.

»Ich gehe allein runter«, sagte Sergio und zog die Tür weiter auf. »Es genügt, wenn du den Eingang bewachst.«

»Warte mal!« Vincenzo hielt Sergio am Arm fest.

»Was ist denn noch?« Sergio machte sich los.

»Da ruft jemand.«

Tatsächlich war Alessandros Stimme zu hören. Sie kam vom zentralen Hof, und sie klang aufgeregt. Das kam bei dem Volterranner Polizeichef nur selten vor.

Sergio lief sofort los. Er meinte noch zu hören, dass der Winzer die Tür zum Weinkeller abschloss und ihm folgte.

»Habt ihr ihn gefunden?«, fragte Sergio, als er seinen Kollegen erreichte. Alessandros Gesichtsfarbe, sonst ein gesundes Rotbraun, war einem Nassgrau gewichen. Seine Augen waren groß.

»Anruf aus der Wache«, keuchte Alessandro. »Spaziergänger haben einen Toten gefunden, etwa sechs Kilometer von hier. Bei der Ruine von Castelvecchio. Die Beschreibung passt auf unseren Vermissten.«

KAPITEL 5

Alessandro steuerte den Wagen eine Straße entlang, die diesen Namen kaum verdiente. Die Fahrbahn war unbefestigt und voller Rinnen, die das von den Hügeln herablaufende Wasser im Winter ausgespült hatte. Der Weg führte durch einen Steineichenwald und an mit Brombeergestrüpp gepolsterten Schluchten vorbei. Nach einer Weile holperte der Fiat wieder zwischen Rebstöcken hindurch, gleich drei Weingüter lagen hier, am äußersten Rand des Volterranner Gebiets. Wo die Felder der drei Güter aneinanderstießen, erhoben sich die Überreste von Castelvecchio.

Eine romanische Kirche und ein wuchtiger Wehrturm hatten die Zeit überdauert. Sergio sah die abgebrochene Turmspitze, die von der Kuppe des bewaldeten Hügels aufragte. Sie markierte die seit Jahrhunderten bestehende Grenze zwischen Volterra und San Gimignano. In den Tagen, in denen die Fürsten der beiden Nachbargemeinden ihre mit Piken bewaffneten Bauern aufeinandergehetzt hatten, waren kleine Befestigungsanlagen wie die von Castelvecchio dazu da gewesen, die Eindringlinge abzuwehren, bevor sie Volterra erreichten. Noch heute war die alte Feindschaft zwischen San Gimignano und Volterra nicht ganz vergessen, doch statt zu spitzen Gegenständen griffen die Toskaner zu ihrer wirksamsten Waffe: der Ignoranz. Manch alter Volterranner behauptete steif und fest, noch nie von San Gimignano gehört zu haben. Natürlich schüttelte auch der ein oder andere Einwohner von San Gimignano den Kopf, wurde er von einem Touristen gefragt, welcher Weg nach Volterra führe.

Sergio und Alessandro hielten hinter dem Rettungswagen der Misericordia und stiegen mit Paolo aus. Ein Spazierpfad führte durch das Grün von Zypressen, Eiben und Weißdorn hinauf zu den siebenhundert

Jahre alten Gemäuern aus Kalkstein. Schon von Weitem hörte Sergio Stimmen.

Von der Kuppe des Hügels aus bot sich ein fantastischer Blick über das Land, weshalb Castelvecchio ein beliebtes Ziel von Wanderern war. Doch die Männer und Frauen, die mit Rucksäcken ausgerüstet zwischen den verfallenen Mauern standen, schauten nicht in die Ferne, sondern zu Boden. Ein Mann von etwa vierzig Jahren hielt sich eine Hand vor den Mund. Ein junges Paar wiegte sich eng umschlungen. Andere sprachen miteinander. Inmitten der kleinen Gruppe stand Carlo, der Gästeführer des Volterranner Tourismusbüros. In der Regel sprühte er vor Tatendrang, Fröhlichkeit und Begeisterung für seine Heimat. Jetzt hingegen war davon nichts zu erkennen, sogar die abgebrochene Autoantenne mit dem daran festgeknoteten Taschentuch, die Carlo in der Regel als Erkennungszeichen für seine Gäste durch die Luft schwenkte, hing schlapp und traurig in seiner Hand.

Sergio, Alessandro und Paolo gingen an den Wanderern vorbei zur Kirche. Sie war San Frediano geweiht und trotzte dem kompletten Verfall. Die Mauern standen noch, allerdings fehlte das Dach, ebenso die Tür. Stattdessen versperrte ein rot-weißes Absperrband den Eingang. Sergio hob es an, damit Alessandro hindurchschlüpfen konnte, Paolo bat er zu warten, dann betrat auch er die Ruine.

Das Innere bestand aus einem schmalen Raum, der mehr nach einer Kapelle als nach einer Kirche aussah. Zwischen den grauen Steinen war der Mörtel schon vor langer Zeit herausgefallen. Trotzdem war noch ein besonders glatt gemauerter Streifen an den Längswänden erkennbar, auf dem einst Wandmalereien angebracht gewesen sein mussten. Im hinteren Teil waren eine kleine Apsis und davor Reste eines Altars zu sehen. Zwei Sanitäter und die Notärztin Clara Manfredi beugten sich dort über etwas. Sergio konnte zwei in Sportschuhen steckende Füße sehen, die hinter dem Altar hervorragten.

»Das ging ja schnell.« Clara begrüßte die Polizisten.

»Wir waren in der Nähe«, sagte Alessandro knapp.

Sergio blickte über den Altar. Dahinter lag, auf dem Rücken ausgestreckt,

Nino Marino. Er trug ein schmutziges T-Shirt und Jeans. Sein dunkelblondes Haar klebte ihm am Kopf, er musste stark geschwitzt haben vor seinem Tod. Die beiden Sanitäter, Silvano und Umberto, räumten gerade ihre Notfallgeräte zusammen.

»Das ist der Gesuchte«, stellte Sergio fest.

»Ihr kennt ihn?«, fragte Clara.

Sergio erklärte die Situation.

»Der ist ja nicht weit gekommen«, sagte Clara, zog sich die Gummihandschuhe aus und ließ sie in einem Plastikbeutel verschwinden.

»Kannst du schon sagen, was passiert ist?«, fragte Alessandro. »Ist er gestürzt?«

Clara schüttelte den Kopf. »Keine Anzeichen einer äußeren Verletzung. Jedenfalls soweit ich das auf die Schnelle feststellen kann. Frakturen, die zum Tod geführt haben, sind unwahrscheinlich. Die Halswirbel und Rippen fühlen sich intakt an. Ein Bruch im Beckenbereich kann eine Lungenembolie hervorrufen, aber dann würde er nicht einfach so lang ausgestreckt daliegen.« Sie griff an ihren Hinterkopf und zog das Haargummi straffer.

»Hast du eine Vermutung?«, fragte Sergio, der die Augen nicht von dem Toten nahm.

»Innere Verletzung, Organversagen oder Herzinfarkt«, zählte die Ärztin auf. »Vielleicht. Er war zwar jung, aber wenn er in dieser Hitze von Due Torri bis hierher gerannt ist, kann er durchaus kollabiert sein.«

Alessandro rieb sich das Kinn. »Dazu die Aufregung und zum Schluss ein Spurt den Hügel rauf. Er will sich im Schatten eine Pause gönnen, hier oben in der Kirche, wo ihn niemand sieht. Aber der letzte Anstieg ist zu viel für ihn.« Er zog die Schultern hoch und schaute Clara an. »Könnte es so gewesen sein?«

Sie stemmte die Fäuste in die Hüften und nickte. »Möglich. Aber festlegen will ich mich nicht. Ein Häftling, sagt ihr? Dann wird er wohl noch eingehender untersucht werden. Das Gefängnis kann sich nicht erlauben, in so einer Angelegenheit Fragen offenzulassen.«

»Ich rufe dort an, damit sie die Suchaktion abblasen.« Alessandro fischte

das Mobiltelefon aus der Tasche und entfernte sich einige Schritte.

Sergio hörte kaum, was sein Kollege mit der Gefängnisleitung besprach. Etwas an Nino Marino fesselte seine Aufmerksamkeit.

»Was ist das da an seinen Fingern?«, fragte er Clara und hockte sich neben den Leichnam. Die Fingerspitzen an Marinos rechter Hand waren schwarz.

»Irgendwelcher Schmutz«, sagte die Notärztin und fuhr, als Sergio sie mit hochgezogenen Augenbrauen ansah, barsch fort: »Ich bin für das Medizinische zuständig. Die Spurensicherung ist Angelegenheit der Polizei.«

»Schon gut«, sagte Sergio. »Ich wollte ja nur deine Meinung hören.« Er hob die Hand des Toten an und strich vorsichtig über die Kuppe des kleinen Fingers. Der schwarze Belag löste sich. Sergio zerrieb ihn zwischen seinem Daumen und Zeigefinger. Er fühlte sich ölig an.

»Ruß«, sagte Sergio. Er sah sich um. Der Boden der kleinen Kirche war mit Gras und Kräutern bewachsen und mit dem üblichen Unrat übersät: leeren Plastikflaschen, Taschentüchern, Bonbonpapier und Zigarettschachteln. Einige Schritte zurück in Richtung Eingang waren zwischen dem wuchernden Gras die alten Steinplatten des Kirchenbodens zu sehen. Sie waren schwarz verfärbt.

Sergio ging zu der Stelle hinüber. Dort hatte ein Feuer gebrannt. Junge Paare nutzten Orte wie diese, um allein zu sein. Zwischen den Mauern fiel der Lichtschein in der Nacht niemandem auf, perfekte Verhältnisse für ein Liebesnest. Allerdings musste das letzte Stelldichein im Flammenschein schon einige Zeit her sein, denn von der Feuerstelle waren nur verwitterte Bröckchen Holzkohle übrig. Auf dem Boden hatte sich eine Schicht Asche erhalten, und darin waren Spuren zu sehen, vier Rillen, wie sie entstehen mochten, wenn jemand mit den Fingern hindurchfuhr. War Marino an dieser Stelle gestürzt? Hatte er tatsächlich einen Infarkt erlitten, war bei der alten Feuerstelle gestrauchelt und hatte sich dann bis hinter den Altar geschleppt, wo er gestorben war?

»No, no, no. Er liegt hier in der Kirche. Er ist tot«, hörte Sergio Alessandro im Hintergrund sagen. An der Lautstärke von Alessandros Stimme war zu

erkennen, dass man ihm auf der anderen Seite der Leitung nicht glauben wollte.

Sergio suchte den Boden nach Spuren ab, fand aber nichts. Schließlich stand er wieder hinter dem Altar und schaute auf den Toten hinab. Das rechte Bein sah breiter aus als das linke. Irgendetwas beulte die Hosentasche aus.

»Clara! Hast du das schon bemerkt?« Sergio deutete auf die Jeans des Toten.

»Was denn?« Sie zog geräuschvoll den Reißverschluss ihrer roten Notarzztasche zu.

»Er hat was bei sich«, sagte Sergio. »Hast du mal Handschuhe für mich?«

Sie reichte ihm ein Paar Gummihandschuhe. Sergio streifte sie über und holte ein Bündel Geldscheine aus der Hose des Toten hervor. Die Banknoten waren in der Mitte gefaltet und wurden von einem Gummiband zusammengehalten.

»Woher hat er denn das?« Alessandros Stimme erklang hinter Sergio.

»Gute Frage«, sagte Sergio. »Bei der Weinlese wird er es nicht verdient haben. Das sind immerhin ...«, er blätterte durch die Geldscheine, »... an die tausend Euro.«

»Vielleicht hat er jemanden bestohlen«, mutmaßte Alessandro.

»Und in der Kirche ist er für seine Sünde der Strafe Gottes erlegen«, sagte Silvano. Der Sanitäter hob abwehrend die Hände, als er finstere Blicke von Sergio und Alessandro erntete.

»Wir sollten auf jeden Fall die Wanderer befragen«, schlug Alessandro vor. Er ging zum Ausgang der Kirche und rief nach dem Gästeführer.

Sergio ließ sich von Clara einen Plastikbeutel für Beweismittel geben, steckte das Bündel Geldscheine hinein und klipste den Verschluss zu. Er hielt es für unwahrscheinlich, dass Marino das Geld einem Touristen gestohlen hatte. Wer lief schon mit einer solchen Summe in der Tasche über die toskanischen Hügel?

In Gedanken versunken schlug Sergio den Beutel mit den Geldscheinen gegen seine Beine. Woher stammte das Geld dann? Von einem Einbruch konnte es auch nicht sein. Zwischen Due Torri und Castelvecchio gab es

keine Wohnhäuser, Lager oder Fabriken – nichts, wo Marino hätte Geld entwenden können. Entweder hatte es auf der Straße gelegen – doch das geschah in der Toskana äußerst selten –, oder er hatte es bereits vor seinem Verschwinden bei sich gehabt.

Das würde bedeuten, dass Nino Marino seine Flucht geplant hatte. Irgendwie musste er im Gefängnis an das Geld gekommen sein.

Die Sonne war um die kleine Kirche herumgewandert, ein Lichtstrahl fiel über einen halb eingefallenen Mauerrest. Sergio wich der Hitze aus und ging hinüber in die kleine Apsis, die Nische an der Stirnwand, in der früher ein Kreuzifix oder eine Heiligenfigur gestanden haben musste. Dort war es kühler. Er beobachtete, wie die Sanitäter eine Trage hereinbrachten.

»Können wir ihn mitnehmen, oder wollt ihr erst noch die Spurensicherung einschalten?«, rief Clara zu Sergio hinüber.

Sergio winkte ab. »Ich glaube, der Fall ist klar. Ihr könnt ihn abtransportieren.«

Wie heiß es war! Kein Wunder, dass Marino zusammengebrochen war. Sergio nahm die Dienstmütze ab und wischte sich mit einem Taschentuch über Stirn und Nacken. Dabei fiel sein Blick auf die Wand der Apsis. Auch dort waren die Mauersteine dicht zu einer glatten Fläche zusammengefügt. Die Bilder darauf waren schon lange verwittert. Stattdessen hatten Barbaren mit Taschenmessern Botschaften in den Stein geritzt. Sergio schüttelte den Kopf und nahm sich vor, bei einer seiner nächsten Nachtschichten nach Castelvechio hinauszufahren und nach dem Rechten zu sehen. Sein Blick fiel auf eine wellig verlaufende Reihe Buchstaben, die mit schwarzer Farbe auf die Mauer geschrieben war. Sergio beugte sich vor und strich mit dem Finger über den Stein. Das Schwarz blieb an seiner Haut haften. Das war keine Farbe, das war Ruß. Mühsam entzifferte er die Worte.

»Moment noch, Clara!«, rief Sergio. »Ich fürchte, wir müssen doch die Kollegen von der Kriminalpolizei verständigen.«